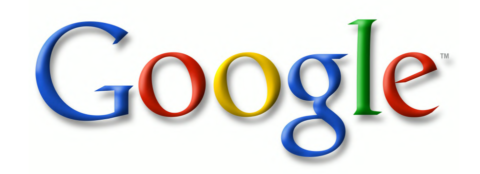
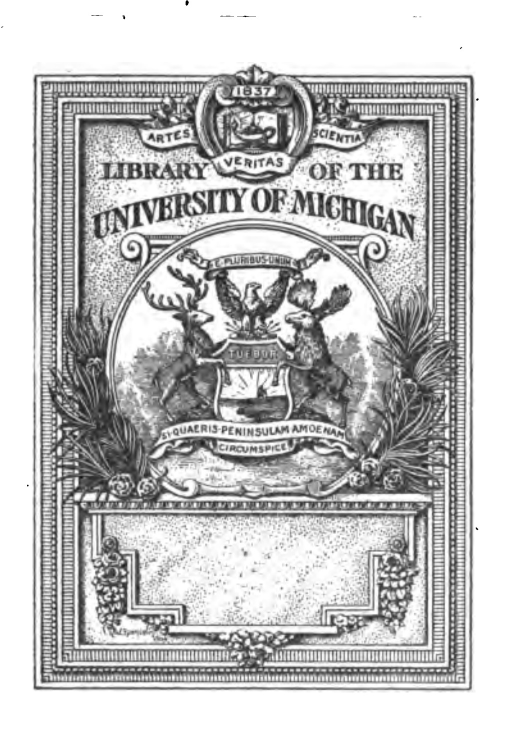
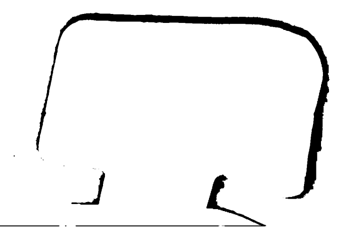

Google


838
G60
S349f


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Erich Schmidt und Veit Valentin

Festreden

bei der

Akademischen Feier

in Frankfurt am Main

zu

Goethes 150. Geburtstag

Veranstaltet vom

Freien Deutschen Hochstift

und der

Goethe-Gesellschaft



Frankfurt a. M.

Druck und Verlag von Gebrüder Knauer

1899.

Goethe und Frankfurt

Von

Erich Schmidt.



Dem Kinde, das am Ufer mit seinem Händchen den Ozean ausschöpfen will, möchte gleichen wer sich vermäße, heut in diesem festlich bewegten Kreis deutscher Frauen und Männer die Fülle der an Frankfurts größten Sohn angeknüpften Gedanken und Empfindungen auch nur mit Eilworten zu fassen, den Höhenzug vom Berge zum Berge hinüber zu beschreiten, im Gegenwärtigen Vergangenes wurzelhaft aufzuspüren. Der Goethetag ist eine Weltfeier geworden, der selbst Mißwillige sich nicht entziehn können, und mit unserm gesamten Volk, soweit es nur den geringsten Anspruch auf freie Menschenbildung erheben darf, mit den Bürgern des deutschen Reichs, mit allen, die in der Diaspora heimatlicher Kraft und Ehre nicht vergessen haben, begehen germanische Vettern dieses Fest, die Landsleute Carlyles und Emersons, in edler Heldenverehrung wie im gründlich teilnehmenden Studium Goethischer Art und Kunst befestigt. Der dankbare Jubel der Vaterstadt findet vielstimmigen Widerhall durch ganz Europa und jenseit des Meeres. Das Ideal einer Weltlitteratur, das dem Greis in seiner majestätischen Großmachtstellung vor Augen stand und mit der schönen Utopie eines internationalen Arbeits-„Bandes" sich verschlang, als er, wie Faust, nimmer müd' und nie gesättigt vom Lebensmahl, ahndevoll Weiten und Äonen übersah, diese Weltlitteratur wird jetzt als Herrscherin empfunden und thront in diesem Saal.

Solchem Flug entsagend und dem natürlichsten engeren Vorwurf zugewandt, muß nach unserem Präsidenten Ruland, dem frankfurtischen Weimaraner, auch ich Dank und Freude bekennen, daß hier beim Herannahen des Jubiläums sogleich hochsinnig der Wunsch ins Werk getreten ist, die beiden Hemisphären des Goethischen Erdenwallens möchten sich als „geeinte Zweinatur“ fest zusammenschließen und aus Einer Schale dem Genius opfern, der da sprach: „Bin Weltbewohner, bin Weimaraner“ und der zeitlebens mit Nachklängen seiner Muttersprache den Frankfurter Heimatschein stolz und froh bewahrt hat. Längst ist der Wahn vorbei, als könne man die große Harmonie seines Daseins und Wirkens zerstückeln, den Jugendschatz auf Kosten gelassenerer Mannes- und Altersjahre, die eine Stadt zu Ungunsten der andern herausstreichen, oder als gehe gar ein böser Riß von Freiheit und Unfreiheit durch dies organische Wachstum. Nochmals, Ihr freundnachbarlicher Gruß, der die Thore weit aufthat, um der „Goethegesellschaft“ hier Sitz und Stimme wie gleichberechtigten Wirten zuzusprechen, hat uns tief erquickt. Ja, Sie gestatten dem Ankömmling, mit lautem Heroldsruf das auszusprechen, was als Lob im eigenen Hause bei solcher begeisternden Gelegenheit dem Hochgefühl des Eingeborenen gar wohl anstünde. Wenn ein edler Wein unsre Lippen netzt, segnen wir den Boden, der ihn hegte, die Sonne, die ihn zeitigte. Gesegnet sei drum die Goethestadt Frankfurt, deren reiche Mitgift Goethe heimgezahlt hat in unvergleichlichem Vollgewinn der Gaben und Anregungen.

Das Entstehen des Genies wie der Individualität überhaupt ist ein Geheimnis, doch seinen Lauf unter häuslichen, örtlichen, zeitlichen Bedingungen, Vorteil und Hemmung, seine Schuljahre und seine die Eigenart manifestierenden Epochen zu erkunden, lehrt uns niemand besser als Goethe selbst. Er stellt das Horoskop launig und tiefsinnig, davon durchdrungen, der Mensch schreite nach dem unverbrüchlichen Gesetz des ersten Antritts fort: „So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen.“ „Dichtung und Wahrheit“ ist ein großer Kommentar dieses

Urworts. Nicht nur die Frankfurter Jugend steht darin verewigt als künstlerisch gestaltete Wahrheit, auch Sommer- und Herbstfrüchte ruhen hier in der Knospe. Das Meisterwerk aller Autobiographien macht uns heimisch im Hause des Hirschgrabens und in der alten freien Reichsstadt. Wir sehen die Goethes von Thüringen her als eine kräftig aufsteigende Familie, wir gedenken respektvoll des Herrn Rat, für den die Karikaturen gottlob vorüber sind, und das Herz geht uns auf bei Frau Katharina Elisabeth, der heiteren, liebreichen, phantasievollen, der unverkünstelten, urwüchsigen Frankfurterin, die nach Wolfgangs Wort „in alttestamentlicher Gottesfurcht ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte" und die wohl ihr mütterliches Urteil in den Spruch faßte: „Auch seine Blätter verwelken nicht", oder die beiden Großen Weimars — auch Schillers Name muß festlich hier ertönen — bündig anrief: „Eure Werke bleiben vor die Ewigkeit". So vom Mutterleib an gefeit gegen jede Philisterei und Unnatur, ausgestattet mit einem freien Selbstgefühl, das er noch im hohen Alter trotz gewissen eingerosteten äußeren Formen als frankfurtisch bezeichnet, um die sogenannte Standeserhebung für ein Nichts zu erklären, vom Schicksal verschwenderisch begabt, wächst Goethe hier heran. „Dichtung und Wahrheit" führt uns durch die Stadt spazieren bis zur schlimmen Mauer, zum Zwinger, in den eingepferchten Ghetto, in den Römer. Handel und Wandel geben dem Kind vielerlei Eindrücke des Lebens, Großvater Textor sitzt hochmögend am Steuer, von vornehmen Höhen gleitet der Pfad zu bedenklichen Niederungen der Gesellschaft herab, denn „in großen Städten lernen früh die jüngsten Knaben was". Erstes Liebesleid birgt sich im Scheinglanz der müden Kaiserherrlichkeit — aber nicht auf diese Schaustellung des heiligen römischen Reiches kommt es an, sondern darauf, daß Goethes Vaterstadt ihm allenthalben ein bedeutendes, historisches Leben vor Augen rief und die hier jederzeit rege Geschichtsforschung solchem Anschauungsunterricht zu

Hilfe kam. So ward Goethe zum Historiker gebildet durch den Genius loci, und von allen späteren Großthaten abgesehn wollen wir uns nur fragen, ob irgend ein zünftiges Werk die Deutschen so anheimelnd in ihre Vorzeit zurückgeführt hat wie des fränkischen Dichters „Götz von Berlichingen“? Die ernsten Gelehrten Frankfurts sah er ein- und ausgehen, er schaute den Malern zu, die für Thoranc jene dank einem kürzlich dahingegangenen Kunstfreund geretteten Bilder schufen. Der hier stets so lebhafte Eifer für wissenschaftliche und künstlerische Sammlungen war auch dem Vater eigen und trieb den Sohn zu Studien und wohlbedachtem Erwerb, wie die Urkunden seiner Natur- und Kunstforschung, anderseits die erstaunlichen Schätze des weimarischen Hauses darthun. Als Theaterstadt bot Frankfurt, nicht blos in deutscher Zunge, der durch Puppenspiele, Märchen, Chroniken beschwingten Einbildungskraft neue Kost, und an unmittelbarer Dichterproduktion arm, gab es dem künftigen Herrscher aller Höhen und Tiefen der deutschen Sprache, dem größten Wahrer und Mehrer kein schulgerecht poliertes Meißnisch oder hauptstädtisches Argot, sondern eine frische, derbe, bilderfrohe Mundart. Sie drang nach der Leipziger Dressur keck auf den litterarischen Markt, erfrischte zumal in Knittelversen auch altes Gut und entschwand, zwar früh gebändigt, nie ganz aus seinem Königreich, denn noch der stilisierende Meister mahnt uns wieder mit saftigen Volksworten an die Neckerei des „Götz von Berlichingen“: „Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachsenhausen.“ In Goethes Farcen und sonst treibt der Stammeshumor sein erhöhtes Wesen oder Unwesen, mit litterarischem Faustrecht bethätigt das selbstherrliche Genie, was er dem Präsidenten v. Moser lachend nachsprach: die Frankfurter seien ein verfluchtes Volk, sie lernten keine Subordination. Rumort fränkische Spott- und Streitlust aus manchen Improvisationen des Übermuts, entfaltet die sinnenfrohe Lebensart in dem Menschen und in dem Dichter volle Blüten, und wecken frische Mädchenreize, die er nur flüchtig bei den belesenen Kleinpariserinnen

vergaß, „alle das Neigen von Herzen zu Herzen", so ist ja dem entgegen zarte frauenhafte Religiosität mächtig geworden. Hier durch Spener neu geweckt, hat sie zwischen dem galanten Leipzig und Straßburg, wo Goethe doch erst wahrhaft jung und deutsch ward, den ermatteten Jüngling in sanften Banden gehalten, mit mystischer Gottesliebe durchwärmt und durchleuchtet, ein feines seelisches Gewebe prüfen lassen und als notwendiges Übergangsstadium später den „dezidierten Nichtchristen" befähigt, im „Wilhelm Meister" mit wunderbarer Abschattung das Buch der Religion darzubringen, dem ganzen Klettenbergischen Kreis als unvergängliches Denkmal die „Bekenntnisse einer schönen Seele" zu stiften. Dieser aller Weltlust feindliche Pietismus aber ist ein fremder Tropfen im Frankfurter Blut; der Schöpfer des „Jahrmarktsfestes", des „Pater Brey", des tönereichen „Ewigen Juden" hat ihn rasch ausgeschieden, doch die innigste Vertrautheit mit der Lutherbibel fortgetragen.

Vom Buche der Natur wurde damals gepredigt und geschwärmt. Über Bücher und Papier seiner Mansarde weg hat hier der junge Magus des „Faust" den lieben lösenden Mond begrüßt und oft genug nach allem Erdenweh sich im Thau gesund gebadet. Eine anmutige Landschaft, durchzogen von dem breiten Fluß, der dem nahen deutschen Lieblingsstrom zustrebt, reich an freundlichen Städten und Dörfern, an Wäldern, Fruchtgärten und Rebgängen, von lockenden Bergen bekrönt, gab früh die Losung:

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!

Auch dies Vermächtnis der Heimat bildet Goethe wundersam aus: kein Dichter aller Zeiten und Völker offenbart reicheres Naturgefühl, tieferes Naturverständnis, keiner hat der Geliebten andächtiger gehuldigt, keiner das Weben der Allmutter inniger belauscht.

„Weit, hoch, herrlich der Blick rings ins Leben hinein!“, ruft Goethe, seinem Frankfurt zueilend, in dem durchweg an Geschautes angeknüpften symbolischen Gedicht „Spute dich, Kronos“. Diesen Aufstieg des Dichters, nach gesunder knabenhafter Unreife genial zu Gipfeln empor beschleunigt, sah die Vaterstadt mit Staunen. Das Götz-Jahr 1773 sichert ihr mit einem Schlage den Besitz größter poetischer Ehren, eines deutschen Shakespeare, dessen Werk, ein wahres litterarisches Ereignis, die Heimat verriet durch das würzige „Bodegfährtle“, wie der Schwabe sagt, im Gegensatze zu Lessings norddeutschen Sphären echtes süddeutsches Gewächs. Das nächste Jahr bringt „Die Leiden des jungen Werthers“, ein Meisterwerk der Analyse wie des Baus, naiv und sentimental zugleich, so individuell und so allgemein: der Erfolg, weit über Deutschlands Grenzen hinweg, könnte nicht mächtiger gedacht werden. Berühmte Gäste kommen herbei, voran Vater Klopstock. „Ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz“ thut sich Genüge; „meine Ideale wachsen täglich an Schönheit und Größe“, darf das junge Genie bekennen.

Doch das Selbstgefühl des Gelingens und der zuströmende Ruhm berauschten ihn nicht, sondern Goethe ließ nicht nach, zu lernen und auf klugen Rat zu horchen, wie tief er auch das Geschwätz der Menge verachtete. Während sein Landsmann Klinger, in dem nach wildem Sausen der rheinische Most spät und herb ausgegohren ist, schlackenreiche Gebilde hinwarf, sehn wir Goethe nie versucht, mit allen Plänen möglichst rasch auf den Tagesmarkt zu kommen. Sich selbst wollt’ er rein aus- und umbilden und nannte den „Werther“ samt der Nachbarschaft „nur Kindergelall und Geraffel gegen das innere Zeugnis meiner Seele“. Besonders die Lyrik bis zum letzten vollen Strauß der Lili-Lieder trat als Ausgeburt trauter Gelegenheit nur probeweis ans Licht, doch schon diese Spenden zeigten, daß hier die tiefsten Falten im Labyrinth der Brust berührt wurden. Der Frankfurter Urfaust mit der beinah vollendeten Gretchentragödie, die Torsi andrer Weltgestalten, die Anfänge des „Egmont“ geleiteten

wie ein Geisterzug 1775 den Dichter nach Weimar. Sein zwiespältiges Selbstporträt vom Frühjahr (an die Gräfin Auguste Stolberg, 13. Februar) soll ihn zum Abschied uns vor Augen rufen:

„Wenn Sie sich einen Goethe vorstellen können, der im galonierten Rock . . umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Konzert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht; so haben Sie den gegenwärtigen Fassnachts Goethe . . . Aber nun giebts noch einen, den im grauen Biberfrack mit dem braunseidnen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet, dem nun bald seine liebe, weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräfftige Gewürze des Lebens in mancherley Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier, nach seiner Maase auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt: was von dem gehalten werde was er machte? weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will."



Fast zwei Menschenalter hindurch geschah diese Entwicklung in Weimar. „Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt", lautet das erste Gebot der nach außen so stillen zehn Jahre des zur That reifenden Staatsdieners, des zwischen Zerstreuung und Einschränkung sich sammelnden Dichters und Forschers. 1779 auf der neuen Schweizer Reise kommt er mit seinem Herzog

wieder ins Elternhaus, der lebensmüde Vater genießt ein letztes Glück, die lebensprühende Mutter jubelt. Sie wird niemals irr an dem geliebten, bewunderten Sohn, sie versteht seine Flucht nach Italien, sie findet sich allgemach bis zu unbefangenstem Einverständnis in den freien Lebensbund mit Christiane, sie hegt ihren „Hätschelhans" im Jahr der Campagne, sie denkt heiterer Kinderszenen und ihrer „Klettenbergerin" beim „Wilhelm Meister", erkennt sich dankbar in „Hermann und Dorothea", berichtet gern, daß ein Prediger der Stadt daraus seinen Hochzeitstext schöpft, und die Frankfurter sind mit Frau Rat, die nun am Roßmarkte haust, stolz auf den mächtig Fortgeschrittenen. Auch ohne viel äußeres Zeugnis — denn das Litteraturgespräch gegen Friedrich den Großen an einer Frankfurter Wirtstafel blieb unterdrückt, die persönlichen und lokalen Beziehungen des Romans aber waren nur Eingeweihten sichtbar — hielt Goethe die Treue, 1806 einer Jugendfreundin zurufend:

Was uns Günstiges in fernen Landen
Auch begegnet, sehnt, bei allem Glück,
Doch das Herz zu seiner Jugend Banden,
Zu dem heim'schen Kreise sich zurück.

1797 weilt Goethe längere Zeit in Frankfurt. Seltsam: wie er in weitschichtigen, dem Archiv erhaltenen Akten planvoll exzerpierend und rubrizierend sich eben ausrüstete zu einer zweiten Romfahrt, als hätt' er nie das gelobte Land und sein caput mundi geschaut, so beschreitet, umfährt, inventarisiert Goethe, solche Schemata zu erproben, nun Frankfurt, als sei es ihm ein neuer, fremder Ort. Er thut sich forschend um, sammelt allerlei Faszikel und befolgt sein Sprüchlein, ein Reisender solle skeptischen Realismus üben. Wohl rühmt er, Mißstände nicht verschweigend, die „ganz herrliche Lage" und die Kultur des Ortes, dem als freier Stadt ein freier Sinn gezieme, doch nirgends stoßen wir auf persönliche Wallungen. Gleichwohl, sie können trotz aller

Gemütsruhe und Methode des Reisejournals nicht ausgeblieben sein, denn jedermann pilgert mit elegischen Gefühlen zu den Stätten seiner Jugend, und ein leiser Anhauch des Alterns, wie Goethe das bald vor dem Neuschnee eines gestern noch dunklen Berghauptes empfand, muß ihn auch auf den Frankfurter Pfaden begleitet und heimwärts verfolgt haben. Als er im nächsten Jahr die Hand an den „Faust“ legt, dessen „Spaziergang“ dann in Jugendreviere führt, scheint ihm dies Lebenswerk mit Weimar, mit Italien gar nicht verbunden: der Frankfurter Frühzeit allein rechnet er es zu. Nun umflort sich das sonnenhafte Auge, teure Schatten steigen auf, mit alter Poesie kehrt erste Lieb' und Freundschaft ihm zurück, und die weiche Stimmung waltet nach der „Zueignung“ ebenmäßig fort im „Vorspiel auf dem Theater“, um in den leidenschaftlich anschwellenden Versen überzuströmen:

So gieb mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts, und doch genug,
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.
Gieb ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gieb meine Jugend mir zurück!

Dies stürmische Gebet blieb nicht unerhört: sie kehrte wieder, seine Jugend, durch zwiefaches Anknüpfen an Frankfurt. Nachdem mit der Mutter das letzte, beste Stück Kindschaft begraben war,

schuf Goethe sie neu, lebte sie neu in dem nie genug zu preisenden Kunstwerk „Dichtung und Wahrheit“ und gab damit seiner Vaterstadt ihre schönste geschichtliche und schriftstellerische Weihe. Die Hälfte lag der Welt schon vor, als Goethe 1814, 1815 herbeikam, um die Rhein- und Maingegend, nach der er sich aus dem rauheren Thüringen doch so oft gesehnt hatte, nun auch mit Augen des Leibes wiederzuschauen. Der Napoleonische Bann war von Europa genommen. Die Menschen atmeten auf, wie ein mittelalterlicher Chronist nach langer furchtbarer Seuche meldet: da hub man wieder an zu singen und zu tanzen. Dies neue Leben feiert Goethe, den Rauhreif des Alters von sich blasend, in der herrlichen Heimat. Mit welchem Behagen verzeichnet er die strahlenden Bilder des Rochusfestes! Wie freudig preist er sein Frankfurt: „Unter so vieler Jahre Kriegsdruck und Dulden hat sich diese Stadt auf das prächtigste und heiterste hervorgebaut“! Wie beredt dankt er den Städel, Brentano, Senckenberg! Wie eifrig stiftet er nun beobachtend und registrierend der Kunst am Rhein und Main ein besonderes Organ, das er dann immer mehr erweitert!

Und daß nochmals „sich ein Quell gedrängter Lieder ununterbrochen neu gebar“ im „Westöstlichen Divan“, daß Frankfurt zu Schiras, der Main zum Euphrat ward, daß Goethe in orientalischer Tracht rufen durfte:

Und noch einmal fühlet Hatem
Frühlingshauch und Sommerbrand,

dieser wundervolle Verein von Gottergebenheit und Kampf, Weisheit und Lebensgenuß ist ein Geschenk verjüngender Heimfahrten an Main, Rhein und Neckar.

Und da duftet's wie vor Alters,
Da wir noch von Liebe litten,
Und die Saiten meines Psalters
Mit dem Morgenstrahl sich stritten.

Der Labetrank von 1811 machte sein Blut jugendlich kreisen, das „Buch des Schenken“, das auch wir heute zu Goethes Ehren noch kosten wollen, lag aufgethan, ja, in jenen Glücksstunden, als „festlich Eilfer überfloß“, sah Goethe nicht nur Hafis, sondern selbst Kant und Friedrich den Großen im duftigen Goldglanze des Kometenweins.

Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chisers Quell verjüngen.

Der reinste Jungborn floß bei Willemers auf der Gerbermühle, wo Goethe, mit einem lorbeerumkränzten Turban begabt, 1815 den Geburtstag feierte, Hatem neben Marianne-Suleika, die seinen aus Dichterspiel und Neigung verschränkten Grüßen mitdichtend entgegenkam und in solcher Gunst der Zeit ohne jeden Gedanken an Nachruhm dem Divan köstliche Lieder schenkte: „Sie sind Suleikas, sind die Deinen“.

Goethe hat Frankfurt seit 1815 nicht mehr betreten, aber manche Blätter wanderten von Weimar hierher und wurden erwidert mit Botschaften der Liebe, mit goldenen Ehrenkränzen, mit der Kunde von Geburtstagsfesten, mit willkommenen Gaben für Keller und Küche. Der Patriarch schrieb seine Verslein zu Bildern der Mainbrücke, des Brunnens, an dem er kindlich gespielt. In derselben Epoche, da er, die „Wanderjahre“, die „Italiänische Reise“, die divina commedia des „Faust“ vollendend, sein Haus bestellte und der unbestimmten Stunde gelassen entgegensah, weilte Goethes Denken und Schaffen auch in Frankfurt: die letzten fünf Bücher „Dichtung und Wahrheit“ bis zum prachtvollen Schlußbilde der Egmontischen Wagenfahrt, durchwirkt mit großen Reflexionen des Alters, episch verkettet durch die Lili-Liebe, wurden endlich fertig. So empfing Frankfurt aus dem Nachlaß alsbald Gaben, die es sich ganz besonders zueignen durfte.

Goethe war seines immer wachsenden Nachlebens sicher. Die Reaktion gegen den „kalten Kunstgreis“, den „Fürstenknecht“ focht ihn wenig an, und auch Börnes scharfer Ton hat den aus

üblen Zeitumständen allenfalls begreiflichen Protest nicht nachhaltig verstärken können, während Schopenhauer, in dem das Organ der Verehrung so groß war wie das der Verachtung, hier dem Dichter und Naturforscher treu anhing. Das Jahr 1844 war, da Deutschland unaufhaltsam politischen Umwälzungen zufiel, der hiesigen Denkmalsfeier nicht hold; noch viel weniger, wie pathetisch auch unser teurer Präsident Eduard Simson die verfrühte Kaiserproklamation in der Paulskirche mit Versen aus „Hermann und Dorothea" vollzog, wie tief auch der edelste großdeutsche Demokrat Ludwig Uhland mitten im nationalen Hader die Ewigkeit Goethischen Gesangs empfand, noch viel weniger begegnete die Säkularfeier 1849 der rechten Resonanz. Heut ist sie da.

Es ziemt sich, mit kurzem Wort den Frankfurtern — und auch eine treffliche Frankfurterin ist in der Forscherschar thätig — zu danken für all die ergebnisreichen Studien und Darstellungen, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt Goethes Lebensgeschichte nach allen Seiten erhellen halfen, wie Reiffenstein mit dem Auge des historisch sicheren Malers die Schauplätze der Goethischen Jugend aufgenommen hat. Es ziemt sich, in dieser Feststunde das Hochstift zu beglückwünschen, daß ihm während seiner letzten und tüchtigsten Periode die Arbeit am Hirschgraben nach Verdienst gelohnt worden ist. Es ziemt sich endlich, daß bei jeder Frankfurter Goethefeier der Name einer genialen Frau so laut erschalle, wie sie selbst, im Gegensatze zur bescheidenen Stille Suleikas, ihre Religion in die Welt rief: Bettina. Sie saß lauschend zu Füßen der Frau Rat auf der Schawell. Sie warf sich dem Meister als das „Kind" — ein Name, den nur Thoren bespötteln konnten — stürmisch ans Herz. Sie ist die beste Mitarbeiterin gewesen am Evangelium juventutis, eine trunkene Priesterin seines Nachruhms, eine unerschöpfliche Dichterin in dem Briefwechsel. Wenn die alte Mystik zwischen seraphinischer Liebesglut und cherubinischer Erkenntnis unterschied, wenn der junge Goethe den Enthusiasten und den Kenner einander überscharf entgegenstellte, so bitten wir,

daß unsrer reichen Goethekunde stets aus Bettinas lieb- und phantasievollem Tempeldienst eine Welle der hohen Begeisterung zuströme. Von ihrem Denkmal schreibt sie: „Unten am Sockel hab' ich, ein Frankfurter Kind wie Du, meiner guten Stadt Frankfurt Ehre erzeigt."

Hoch Goethes Andenken, die Goethestadt Frankfurt hoch!



Natur und Kunst bei Goethe

Von

Veit Valentin.



Immer höher muß ich steigen!
Immer weiter muß ich schauen!

Solche Töne mögen in dem Herzen des jungen, des Frankfurter Goethe geklungen haben, als ihn Herzog Karl August nach Weimar einlud. Und ob der besorgte Vater den hinaus und aufwärts strebenden Sohn zurückhalten wollte — in dem Jüngling rief es: Ich muß! Ich muß! — und es riß ihn unwiderstehlich zum kühnen Flug in die Weite! Aber es wurde kein Ikarusflug: das Flügelpaar, das sich dem Jüngling entfaltete, trug ihn sicher auf die hohe Warte des Lebens. Hier stand er, ein „Antäus an Gemüte“: mochte seine Phantasie noch so weit in das freie Reich der Kunst vordringen — sein entschlossener Fuß blieb fest auf dem sicheren Boden der Natur stehen.

So ward es dem aufstrebenden Manne möglich, die beiden Reiche seiner Bethätigung mit starker Hand zusammenzuhalten: Natur und Kunst sind die beiden großen Probleme seines Schaffens. Aber sie lösen einander nicht ab: in unzerreißbarer Einheit füllen sie sein Leben und Wirken aus. Auch sonst rühmt man von großen Künstlern, sie hätten Natur und Kunst vereinigt: bei Goethe bedeutet dieser Bund *noch etwas ganz Besonderes.* Was der sehergleich ahnende *Dichter* schon früh als *das Wesen* des künstlerischen Schaffens geschaut hat, bietet dem wissenschaftlichen *Forscher* den Schlüssel zum Verständnis des Schaffens der

Natur, und was er auf diesem Wege schließlich als das Wesen der schöpferischen Natur erkannt hat, bestätigt ihm zugleich seine Auffassung von der schaffenden Thätigkeit des Künstlers. Wenn sein „Künstler" darnach ringt, ein echtes Kunstwerk zu bilden, so leiht ihm Goethe jene Worte, die den Weg vom Ausgang zum Ziele, von der Natur zur Kunst, klar bezeichnen. Der „Künstler" ruft aus:

Wo ist der Urquell der Natur,
Daraus ich schöpfend
Himmel fühl' und Leben
In die Fingerspitzen hervor?
Daß ich mit Göttersinn
Und Menschenhand
Vermöge zu bilden,
Was bei meinem Weib
Ich animalisch kann und muß!

Den Liebhaber der Kunst aber läßt er monologisieren:

Was nutzt die glühende Natur
Vor deinen Augen dir,
Was nutzt dir das Gebildete
Der Kunst rings um dich her,
Wenn liebevolle Schöpferkraft
Nicht deine Seele füllt
Und in den Fingerspitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

Wie ein Blitz leuchtet hier in die Nacht des unbewußten Schaffens der neue Gedanke: Sind Schöpferkraft der Natur und Schöpferkraft des Künstlers nicht etwa das Ergebnis desselben, das ganze Weltall erfüllenden Schaffenstriebes? Ist der Urquell, die Kraft, die in beiden Strömen immer weiter wirkt, nicht etwa derselbe und nur ein einziger? Sind somit Natur und

Kunst nicht nur verschiedene Äußerungen eines und desselben Schaffenstriebes? Ja, in der That: dieselbe Lebenskraft, die bewirkt, daß unablässig neues, frisches Blut zirkuliert — „Der Luft, dem Wasser wie der Erde Entwinden tausend Keime sich" —, die auch die animalische Zeugung zur Folge hat, sie treibt auch zur Schaffung des Kunstgebildes. Der Unterschied dabei ist klar: wo der Schaffenstrieb einen bereits lebenden Keim ergreift, ist Natur — wo der Schaffenstrieb einen toten oder fremden Stoff erfaßt, ist Kunst: in der Natur setzt sich in dem neuen Geschöpf die Lebenskraft schöpferisch weiter fort, in der Kunst ist sie in dem Neugeschaffenen zum Stillstande gekommen. Aber dieser klare Unterschied darf den gemeinsamen Urquell und dessen gemeinsamen Weg nicht verdunkeln: das Kunstschaffen ist eine Fortsetzung des Naturschaffens, das Kunstwerk ist selbst wieder ein Naturerzeugnis.

Aber wenn Natur und Kunst demselben Schaffenstrieb entquellen, ist es dann möglich, daß innerhalb der Natur selbst dieser eine Schaffenstrieb immer wieder Halt machen und immer wieder einen neuen Anfang suchen müßte? Goethe fand in der Naturanschauung seiner Zeit noch die starr festgehaltene Schranke zwischen der Tierform und der Menschenform, und noch herrschte das Vielerlei in der Erfassung der Formgestaltung der einzelnen Organismen selbst. Das widerspricht dem Wesen des Schaffenstriebes, das nur ein einheitliches und überall gleichartiges sein kann. Schließt es durch seine Einartigkeit Natur und Kunst zusammen, so muß es in noch viel höherem Grade alle Schöpfungen innerhalb der Natur selbst verbinden.

Was damit der Künstler Goethe für die Naturschöpfungen als Notwendigkeit voraussetzt, das beweist der exakte Forscher Goethe als Thatsache: der Zusammenhang zwischen den tierischen und den menschlichen Formen, der Zusammenhang zwischen den Gestaltungen innerhalb der einzelnen Organismen ist in der That das Ergebnis einer Weiterentwickelung ohne jede Unter-

brechung. Weil aber das Wirken des einheitlichen Schaffenstriebes ein Vorgang ist, der sich stets gleichmäßig wiederholt, so stellt er sich als ein allherrschendes Gesetz dar. Wohl will manches Element sich dem Gesetze nicht fügen — so sagt Goethe: „Es ist offenbar, daß das, was wir Elemente nennen, seinen eigenen wilden, wüsten Gang zu nehmen immerhin den Trieb hat." Da tritt diesem Triebe zum Auseinanderfliehen der gesetzlich waltende Schaffenstrieb entgegen: er zwingt die flüchtigen wilden Elemente zu einer gestalteten Einheit zusammen. Damit hat dem Menschen, der den Besitz der Erde ergreifen will, „die Natur aufs herrlichste vorgearbeitet, und zwar indem sie ein gestaltetes Leben dem Gestaltlosen entgegensetzt". Deshalb ist auch, wenn wir die Natur beobachten, nach Goethe „das Höchste, was dem Gedanken gelingt", „gewahr zu werden, was die Natur in sich selbst als Gesetz und Regel trägt, jenem ungefügen Wesen zu imponieren".

So lange nun die Bildkraft der Natur, die nach dem sie bestimmenden Gesetze schafft, auf demselben Boden bleibt, so lange bleiben auch die Formen, die sie schafft, dieselben. Verändert sich jedoch der Boden, auf dem sie schafft, und wird zugleich der Boden günstiger, so liegt die Möglichkeit vor, daß die Bildkraft der Natur eine höhere Stufe erklimmt. Geschieht dies, so offenbart sich das Gesetz als ein Fortschreiten der Gestaltungen von einfacheren Stufen zu immer höheren Stufen. Die höhere Stufe ist jedoch kein Neuanfang: sie wird vielmehr durch Umgestaltung erreicht, durch eine Metamorphose: die Lebenskraft, die immer aufwärts treibt, regt sich „nach ewigen Normen Durch tausend, abertausend Formen", bis endlich der weite Weg zum Menschen zurückgelegt ist.

Sollte nun aber die Bildkraft der Natur hier wirklich Halt machen? Ist doch der Mensch selbst ein Ergebnis dieser Kraft, die in ihm nicht stille steht: sie wirkt in ihm nach ebendemselben Gesetze fort, nach welchem er selbst entstanden ist. Noch ist es

ihm freilich nicht gestattet, „nach höhern Orden“ zu streben — aber deshalb ist es keineswegs mit ihm „völlig aus“: die Bildkraft greift von dem Menschen hinüber nach totem oder fremdem Stoffe: seine Umgestaltung ist auch ein Ergebnis des die ganze Schöpfung erfüllenden und sie unablässig vorwärts drängenden Schaffenstriebes — wir nennen dieses Ergebnis Kunstwerk. Das Kunstwerk ist also nichts anderes als die natürliche Metamorphose von Elementen der Wirklichkeit in das Dasein einer höher entwickelten Formenwelt. Die Kunst steht somit der Natur nicht als ein Anderes gegenüber: sie ist nur ein neues Glied in dem großen, die Entwickelung der ganzen Welt herbeiführenden und sie beherrschenden Prozeß der Metamorphose.

Wo dieser Prozeß sich mit der Notwendigkeit des unbewußten Waltens der Natur vollzieht, da sprechen wir von der Genialität des Schaffens: Goethes künstlerisches Schaffen war seinem innersten Kerne nach ein geniales Schaffen — aber nicht wild und ungefüg bleiben die Elemente: wenn sie zu gären anfangen, so bändigt sie das Gesetz: „Wenn sich Natur in Kunst verwandelt, So hat Natur mit Kunst gehandelt“. Goethe war sich der Thatsache dieser in ihm gesetzlich waltenden unbewußten Naturkraft sehr wohl bewußt: von seinen Gedichten sagt er: „Ich machte sie nicht, sondern sie machten mich“. Zugleich aber war er sich bewußt, daß dieser Vorgang eine Entwickelung von einer niederen Stufe zu einer höheren darstellt. Er sagt: „Was von meinen Arbeiten durchaus, und so auch von den kleineren Gedichten gilt, ist, daß sie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit aufgeregt, im unmittelbaren Anschauen irgend eines Gegenstandes erfaßt worden, deshalb sie sich nicht gleichen, darin jedoch übereinkommen, daß bei besonderen äußeren, oft gewöhnlichen Umständen ein Allgemeines, Inneres, Höheres dem Dichter vorschwebte“. Diese wirklichen Erlebnisse sind die Elemente, die ihren eigenen wilden Gang zu nehmen immerhin den Trieb haben: aber die Natur stellt ihnen, dem Regellosen, ihr im Menschen

verkörpertes Gesetz entgegen und zwingt sie zu einer Neubildung auf höherer Stufe: dieses Naturerzeugnis auf einer höheren Stufe der Formgestaltung ist aber das Kunstwerk. Das Wirklichkeitselement geht jedoch in seiner neuen Lage einen durchaus eigenen Weg: gar oft kann es in der Metamorphose überhaupt gar nicht mehr erkannt werden. Und ein Dichter, wie es Goethe war, will dies auch gar nicht: Goethe fürchtet vielmehr, durch diese Erkennung entstehe die Gefahr, „die Poesie zur Prosa herabzuziehen". Er verlangt dagegen, man solle „den inneren, höheren, faßlicheren Sinn walten lassen". Und in der That: das Kunstwerk soll vor allem ästhetisch wirken — für diese Wirkung aber wird durch die Erkennung des Wirklichkeitskeimes nichts gewonnen.

Dennoch ist es begreiflich, daß bei solchem Verhältnis von Natur und Kunst sich der Forschungstrieb der Frage zuwendet, welcher bestimmte einzelne Wirklichkeitskeim einem bestimmten einzelnen Kunstwerk zu grunde liegt. Geschieht dies in der Erwartung, daß damit die künstlerische Erkenntnis der Wirkung der Kunstschöpfung erhöht werde, so ist die Mühe für dieses Ziel verloren: das Kunstwerk ist wie jedes Naturerzeugnis ein selbständiges Individuum und trägt die Gründe seiner Wirkung in sich selbst, während zu ihr die früheren Stufen seines Daseins nichts beitragen können.

Es giebt aber noch einen anderen Gesichtspunkt, unter dem dieser Wirklichkeitskeim gesucht werden kann. Für die tiefere Erkenntnis des Wesens eines Künstlers bedarf es der Kenntnis seiner Kunstmittel. Diese aber gewinnen wir, wenn wir beobachten, wie er die Wirklichkeit zum Elemente seiner Kunstschöpfung macht, wir gewinnen sie, wenn wir ihn bei seinem Schaffen gleichsam belauschen. Eine dahin gehende Forschung ist daher wohl begründet. Ohne daß sie die künstlerische Wirkung, auf die das Kunstwerk als solches allein abzielt, irgendwie zu beeinträchtigen vermöchte, führt sie von der Zergliederung

der Entstehung des Kunstwerkes hinüber auf das Gebiet der Erforschung des Wesens des Künstlers selbst und damit zu der Erforschung des Wesens des künstlerischen Schaffens überhaupt. Dieses aber wird in hervorragender Weise durch das Kunstmittel bestimmt, das es in Anwendung bringt.

Ein solches Kunstmittel Goethes ist die Versetzung eines wirklichen Erlebnisses in eine neue Umwelt, durch die seine Bedeutung gesteigert wird. Goethe wendet es schon frühzeitig an Wenn er seinen „Wanderer" Ruinen finden läßt, so versetzt er ihn aus dem deutschen Lande nach Italien. Die Erkenntnis dieser Thatsache fördert die künstlerische Wirkung in keiner Weise: diese bliebe dieselbe, wenn wir sie nicht kennten, ja, es liegt unter Umständen eine Gefahr vor, daß durch solche Erkenntnis die künstlerische Wirkung beeinträchtigt, die „Poesie zur Prosa" herabgezogen wird. Wohl aber können wir aus dieser Thatsache eine charakteristische Eigentümlichkeit Goethes erklären: durch die Anwendung dieses durch solche Thatsache festgestellten Kunstmittels sehen wir, wie die Wirkung der Natur in der Kunst erhöht, geklärt, erweitert wird. Denn nun steigt vor unserem geistigen Auge die antike griechisch-römische Kunstwelt empor mit ihrer ganzen siegreichen Herrlichkeit, und der Gegensatz zwischen ihr und der Nachwelt, die ihr Alltagsleben stumpf, aber harmlos und glücklich, dahinlebt, wächst außerordentlich, und jetzt erst wird er so gefühlt, wie es der Dichter will: das Mitfühlen über die Thatsache, daß die durch die Kunst erklommene höhere Stufe der Schaffenskraft wieder auf die niedere Stufe herabgesunken ist, daß das Kunstgeschaffene wieder in den sachlichen Lauf des Naturgeschaffenen zurückgetreten ist, wie er sich in dem Werden und dem Vergehen des Natürlichen vollzieht, wird um so tiefer sein, je schärfer der Gegensatz zwischen Natur und Kunst sich hier kund giebt.

Goethe verwendet dieses Kunstmittel jedoch besonders gerne seit seiner Heimkehr aus Italien: so in den „Römischen Elegien".

Er steigert es aber noch, wenn er das Ereignis selbst in die antike Welt versetzt.

Griechisch und schöne Kunst, griechisch und von allen Schlacken des Zufalles der Wirklichkeit geläutert, griechisch und ungestörtes Heranwachsen eines Keimes zu seiner reinsten und edelsten Entfaltung, war für Goethe gleichbedeutend. Das Hinüberführen eines Elementes der Wirklichkeit in die Griechenwelt gab darum dem Dichter das Recht, ja selbst die Pflicht, den Keim seines Kunstwerkes zu einer Edelreife der Schönheit zu bringen, wie sie die modernen Verhältnisse in gleicher Einfachheit und Reinheit nicht gestattet hätten. Ein Meisterwerk dieser Art ist die Elegie „Alexis und Dora". Das wirkliche Erlebnis steht nicht fest: vielleicht läßt es sich aber finden.

Im Jahre 1770 kam Herder nach Darmstadt. Er fand hier in Caroline Flachsland eine begeisterte Zuhörerin und Verehrerin. Aber in dem regen Verkehre fiel kein Wort von Liebe, und wenigstens bei Herder hatte sich auch das Gefühl selbst noch nicht geklärt, als er, am 27. August, zur Abfahrt nach Straßburg bereit war. Unmittelbar vor der Abfahrt sahen der reisefertige Herder und Caroline sich zum ersten Mal einen Augenblick allein. Da brach das undeutliche Gefühl zu leuchtender Klarheit unerwartet und mit voller Macht bei ihm hervor. „Er zog Caroline auf den Schoß, sie umarmte ihn stürmisch, sie küßten sich viele Male. Die Reisegenossen drängen. Er stürzt davon. Unter Thränen und Lächeln wirft er vom Wagen noch Kußhände hinaus. Und fort ist er, aus einem ersten Taumel momentanen Hingegebenseins entrissen." (Vergl. Kühnemann, Herders Leben S. 85 f.) Und es dauerte nicht lange, so traten Zweifelsqualen und Eifersuchtsanfälle bei Herder hervor. Inzwischen beginnt am 3. September in Straßburg der Verkehr von Herder und Goethe. Wie oft mag damals und später, wenn Goethe mit Herder und Caroline freundlich verkehren konnte, dieses Ereignisses gedacht worden sein! Goethe aber, dem sich, wie er

sagt, Motive so tief in den Sinn drückten, daß er sie vierzig und fünfzig Jahre lebendig im Innern erhielt, läßt seine Phantasie von diesem Ereignis der Wirklichkeit befruchten. Es geschieht in dem Jahrzehnt, in dem er die antike Welt lebendig werden läßt, in dem sein Verkehr mit Christianen sich zu den römischen Elegien verkörpert, in dem „Hermann und Dorothea" die antike Form annimmt, in dem Euphrosyne gedichtet wird. Sollte es da zu kühn sein, in der im Augenblicke der Trennung eingetretenen Verlobung Herders und Carolinens den Wirklichkeitskeim zu „Alexis und Dora" zu erkennen, deren Erkennung ihrer Liebe, deren Verlobung in eben so überraschender Weise im Augenblicke der Trennung eingetreten ist? Selbstverständlich ist nun Herder nicht Alexis, Caroline nicht Dora: darf dies Ereignis als ursprünglicher Wirklichkeitskeim gelten, so zeigt der Vorgang vielmehr gerade sehr deutlich, wie das, was der Natur entstammt, durch seine Metamorphose in der Kunst etwas Neues geworden ist, das seinem eigenen Gesetze folgt. Aber in dieser Neuschöpfung haben sich Natur und Kunst, die sich zu fliehen scheinen, dennoch gefunden: die Natur ist frei und ihrem eigensten Wesen folgend im Herzen dessen wiederaufgeblüht, der sich mit Geist und Fleiß an das Kunstgesetz gebunden hat. Denn die Gesetze der Natur und die Gesetze der Kunst widersprechen einander nicht: sie stammen aus derselben Quelle, ja sie sind thatsächlich dasselbe: sie sind auf verschiedenen Stufen Äußerungen des einen, alles durchdringenden Schaffenstriebes, der erst, wenn in ihm das Gesetz waltet, zur rechten Freiheit des Schaffens gelangt.

So fließen bei Goethe Natur und Kunst in Eines zusammen: er überbrückt den Abgrund, der sich sonst zwischen beiden klaffend aufthut. Für ihn giebt es nur ein Fortwirken der Natur in der Kunst vermöge der Bildkraft, die einheitlich in beiden lebendig ist und die mit dem Auseinanderstieben der Elemente auf allen Stufen der Schöpfung in ewigem Kampfe liegt.